



Liebe Mitglieder, Freunde, Förderer und weitere Interessierte des APHIN,

dieser Rundbrief hat etwas länger auf sich warten lassen, doch bietet er auch wieder einmal viele und vielfältige Themen an, die Sie über vergangene und anstehende Ereignisse unter dem Dach des APHIN informieren und zum eigensinnigen Mit-, Nach- und Weiterdenken herzlich einladen wollen.

Auch in den gut vier seit dem letzten Rundbrief vergangenen Monaten blieb die Corona-Pandemie das beherrschende Thema unserer Diskussionen und unserer Alltags-, Feierabends- und gegebenenfalls Urlaubsgestaltungen. Ein zweites Thema hat sich jedoch mit Nachdruck in unser Bewußtsein gedrängt und erfüllt uns mit großer Sorge: Schwere Unwetter wie Starkregen mit Fluten in Folge hier, Hitze und Dürre mit Bränden in Folge dort, Stürme, Erdbeben, es scheint, als wollten die Elemente uns mit einem gigantischen Aufschrei erwecken und auf den Zustand aufmerksam machen, in den wir die Welt auch dank der Segnungen von Naturwissenschaft und Technik gebracht haben. Ein drittes Thema verbindet diese beiden: die Globalisierung, die alle Bereiche des menschlichen Miteinanders im Guten wie im Bösen durchwirkt.

Diese Themen haben auch in den Artikeln dieser Ausgabe in der einen oder anderen Form Ausdruck gefunden. Eines haben die fünf Texte gemeinsam: Sie betrachten in ganz unterschiedlichem Licht Begegnungen mit anderen Menschen und mit der uns gemeinsamen einen Welt, das Selbstverständnis als Menschen in der Welt und Herausforderungen, diesen Menschen und dieser Welt mit Achtung und Respekt, ja sogar (im Sinne Albert Schweitzers) mit Ehrfurcht gegenüberzutreten.

Auch für den APHIN bleiben dies bewegte und bewegende Zeiten. So sahen wir uns mit großem Bedauern gezwungen, die zunächst in den Juni verschobene vierte Tagung wegen der durch die Pandemie bedingten Unsicherheiten nun ganz absagen zu müssen. Es wird allerdings zum Thema „Menschenrechte und Menschenwürde“ einen Band in unserer Buchreihe geben, in dem die für die Tagung vorgesehenen Beiträge versammelt sein sollen. Zwei schon länger geplante Seminare

hoffen wir, nun im Herbst durchführen zu können, und auch das dritte Symposium steht nach wie vor zuversichtlich im Kalender.

Schließlich noch ein Wort zu den Rundbriefen selbst: In den vergangenen anderthalb Jahren sind sie von Ausgabe zu Ausgabe stetig gewachsen, möglicherweise nicht ausschließlich den Umfang betreffend. Seit diesem Jahr werden die *APHIN-Rundbriefe* bei der Deutschen Nationalbibliothek als Fachzeitschrift geführt. Zweifellos sind die jeweiligen Interessen der Empfängerinnen und Empfänger höchst unterschiedlich. Damit Sie nun nicht lange nach den Beiträgen suchen müssen, die Sie als erstes und mit der größten Neugierde lesen möchten, finden Sie auf der folgenden Seite ein Inhaltsverzeichnis (in der digitalen Form auch „klickbar“), so daß Sie mit Leichtigkeit Ihrem Gusto entsprechend durch den Rundbrief reisen können.

Nun wünsche ich Ihnen wie immer eine anregende Lektüre und verbleibe

mit herzlichen Grüßen,

Ihr Torsten Nieland

KALENDER

24.-26.9.2021:	Philosophisches Seminar <i>Evolution und Erkenntnis</i> Ulm
15.-17.10.2021:	Leseseminar <i>Hannah Arendts Denken ohne Geländer</i> Esthal (Pfalz)
18.11.2021:	Mitgliederversammlung Göttingen
18.-21.11.2021:	3. APHIN-Symposium <i>Die Philosophie und ihre Kinder – Zur Emanzipation wissenschaftlicher Disziplinen</i> Göttingen
17.1.-23.4.2022:	Leseseminar <i>Theorie der Arbeit</i> online
18.-20.3.2022:	Philosophischer Stadtspaziergang durch Trier

<u>IN DIESER AUSGABE</u>	
Digitale Entzauberung	2
von <i>Armin Grunwald</i>	
Über mein Ringen mit dem Ungeheuren	3
Kleine Reflexion zu Marc Bauders Film	
Wer Wir Waren	
von <i>Janina Loh</i>	
Der Mensch, das sprachliche Wesen	5
von <i>Marco Baschera</i>	
Sieg der Sterne	7
von <i>Torsten Nieland</i>	
Verantwortung, die wir auf der Haut	10
tragen	
von <i>Anna Kempf</i>	
LESERINNEN- UND LESERBRIEFE	12
ZITATE	12
ANSICHTSSACHE	13
von <i>Sylvia Nitsche</i>	
RÄTSEL	13
VERANSTALTUNGEN	13
BERICHT	14
ARBEITSGRUPPEN	14
VERÖFFENTLICHUNG	14
Henning Stahlschmidt: <i>Zwischen Freiheit</i>	
<i>und Vernunft – Die Möglichkeit in der</i>	
<i>Phänomenologie Husserls</i>	
LITERATURHINWEISE	15
IMPRESSUM	18

Digitale Entzauberung

Armin Grunwald

Die Welt hat Corona. Das Virus ist allgegenwärtig, nicht nur medizinisch, sondern auch und manchmal bis über die Grenze der Unerträglichkeit hinaus in der privaten und öffentlichen Kommunikation – seit langem gibt es gefühlt kein anderes Thema mehr. Entsprechend ist die allgemeine Lage. Geschäfte sind genauso geschlossen wie der öffentliche Raum und die Kultur, Schulen und Kitas öffnen und schließen in kaum vorhersehbarem Wechsel, Universitäten und Forschungseinrichtungen sind weitgehend verlassen, die Wissenschaftler genauso wie viele Mitarbeiter von Unternehmen im Home-Office. Wenn dieser Essay erscheint, ist hoffentlich bereits vieles entspannter. Bleiben wird von der Pandemie so manches. Sicher werden Erfahrungen mit der Digitalisierung dazugehören.

Wie gut, dass es die Digitalisierung gibt, so hieß es schon bald nach dem ersten Schock im März 2020, und so heißt es bis heute. Ohne Digitaltechniken wären die Menschen in Häusern und Wohnungen

weitgehend von ihren Arbeitsmöglichkeiten und vom beruflichen Austausch abgeschnitten. Es gäbe nur Fernseher, Radio, Telefon und den gelben Briefkasten als Medien für Information und Austausch. Ohne interaktive Formate für Information und Kommunikation, ohne Emails und Plattformen mit schnellem Datenaustausch, ohne Sitzungen und Besprechungen per Video – das wäre ein armseliges Home-Office. Dabei ist die digitale Welt noch recht jung. Noch vor wenigen Jahrzehnten hätte Datentransfer – den man damals nicht so genannt hätte – darin bestanden, etwas auf Papier zu schreiben, dieses im Umschlag in einen Briefkasten zu werfen, damit diese ‚Daten‘ ein paar Tage später irgendwo ankommen. Heute ist kaum zu glauben, dass die Welt damals überhaupt funktioniert hat, noch unvorstellbarer, wie dies im Falle einer Pandemie hätte gehen sollen.

Videokonferenzen und online-Besprechungen, seit Jahrzehnten angekündigt, technisch möglich gemacht und oft gefordert, um Reiseaufwand und Klimabelastung zu vermindern, sind fast über Nacht zur Routine geworden. Geschäftliche Treffen, wissenschaftliche Workshops und Teile der privaten Kommunikation sind ins Internet verlagert. Im online-Schooling lernen bereits Grundschulkinder, sich in diesen Formaten zu bewegen. Ein nicht ganz untypisches Beispiel: 8-9.30 Uhr Besprechung im Herausgeberteam eines Handbuchs, 9.30-11 Uhr Leitungsbesprechung am Institut, 11-13 Uhr Podiumsdiskussion zum Abschluss einer Konferenz in Moskau, 13-18 Uhr Leitung einer Kommission, 18-20 Uhr Fachdiskussion mit Kollegen aus den Niederlanden, Großbritannien und den USA – alles vom heimischen Wohnzimmer aus. Kein Zeitverlust mehr, nicht einmal, um den Besprechungsraum oder das Gebäude auf dem Universitätscampus zu wechseln, geschweige denn, um mit dem ICE von Karlsruhe nach Berlin zu fahren oder gar nach Moskau zu fliegen. Hundertprozentige Zeitnutzung, keine Verluste durch Transferzeiten, Effizienzsteigerung der Meetings durch klare Regeln und straffe, teils technisch erzwungene Moderation, keine Treibhausgasemissionen beim Reisen, kein Herumhängen in monotonen Hotellobbys. Stattdessen kann man den ganzen Tag über die Bequemlichkeit des eigenen Sofas und die Möglichkeiten der eigenen Küche nutzen. Auch Tagesrandzeiten stehen zur Verfügung, man ist ja schließlich zuhause. Paradiesische Verhältnisse: statt für ein Meeting durch die Welt reisen zu müssen, kommt die Welt ins Wohnzimmer, ein paar Klicks genügen. Wirklich ein Paradies?

Zusehends wird mehr als ein Jahr nach Beginn der

Pandemie immer häufiger auch anders über Digitalisierung gesprochen. Digitalmüdigkeit macht sich breit. Videokonferenzen sind steril und anstrengend, Spontaneität ist im Regelwerk der Worterteilung weitgehend unmöglich, Podiumsdiskussionen verkommen zu bilateralen Frage/Antwort-Spielen zwischen Moderator und den Diskutanten. Viele Meetings sind erschreckend humorlos, was nicht gut für die Stimmung ist. Manche sprechen gar vom Horror der permanenten Videokonferenzen. Reisen werden vermisst, und sei es, um sich im ICE auf das nächste Meeting vorzubereiten. Wenn die Termine auf Naht vereinbart werden, dann ist wirklich eine gute Frage, wann sie denn noch vorbereitet werden sollen.

Neben diesen eher subjektiven wenngleich von vielen geteilten Wahrnehmungen zeigen sich nach mehr als einem Jahr auch Nachteile anderer Art. Erstens hilft Disziplinierung durch technisch durchsetzbare Regeln zwar, Tagesordnungen strikt und zielorientiert abzuarbeiten. Kreativität hat es jedoch schwer im Videoformat. Sie ist nicht unmöglich, aber durch starre Regelwerke der Kommunikation und Disziplin behindert. Kreativität benötigt oft ein wenig Disziplinlosigkeit, z.B. sich mal spontan außerhalb der Tagesordnung zu melden, jemandem ins Wort zu fallen oder eine kreative Assoziation rasch zu äußern ohne Rücksicht auf die Reihenfolge der Wortmeldungen.

Zweitens sind Beziehungsgeflechte, auch im beruflichen Bereich, häufig auf dem Stand von März 2020 eingefroren. Videokonferenzen erlauben zwar, den Stand von kooperativen und vertrauensvollen Beziehungen eine Weile zu halten, das ist zweifellos ein hohes Gut in Pandemiezeiten. Neue Beziehungen und das dafür notwendige Vertrauen aufzubauen, ist aber digital ausgesprochen schwer. Da sind gemeinsame Präsenz in einem physischen Raum, eine Kaffeepause oder ein Bier abends im Hotel nicht wirklich zu ersetzen. In Bezug auf soziale Konfigurationen ist nach einem Jahr der Pandemie ein gewisser Stillstand eingetreten, sicher nicht überall im gleichen Maße, aber deutlich spürbar.

Diese Beobachtungen haben durchaus etwas in (technik)philosophischer Hinsicht zu sagen. Erstens erinnern sie an eine alte Erkenntnis, dass nämlich Technik – und auch digitale Technik ist Technik – letztlich Mittel zum Zweck ist, nicht der Zweck selbst. Videokonferenzen sind Mittel zu Zwecken unterschiedlicher Art – und die obigen Beobachtungen zeigen, dass sie manche Zwecke recht gut, andere nur schlecht erfüllen. Das ist keine besondere Erkenntnis, sondern gilt wohl für

jede Technik. Dennoch ist die Erkenntnis besonders, und zwar, weil in den letzten Jahren die Digitalisierung in öffentlichen Debatten oft zum Selbstzweck stilisiert worden ist. Ein Beispiel ist der politische Slogan, wir sollen uns ‚fit machen für die Digitalisierung‘, als sei die Digitalisierung der Zweck und wir Menschen die Mittel dazu. Das ist verkehrte Welt. Digitalmüdigkeit bietet die Chance der Rückkehr zum nüchternen Denken, nämlich zu fragen, für welche unserer menschlich gesetzten Zwecke digitale Technologien und Formate gute Mittel sind, und für welche eben auch nicht, oder vielleicht noch nicht.

Zweitens kommt es bei Technik immer auf die Relation zu Menschen an. Nicht Technik ist gut oder schlecht, sondern Mensch/Technik-Verhältnisse funktionieren mehr oder weniger gut. Es kommt nicht darauf an, ob Videokonferenzen super Formate sind, sondern darauf, wie Menschen sie nutzen und damit in der analogen Welt zufrieden sind. Denn Menschen sind analoge Wesen und leben in einer analogen Welt, daran ändert auch die Digitalisierung nichts. Zusammen mit dem ersten Punkt wäre zu sagen: digitale Technologien sollen das analoge Leben unterstützen und besser machen. Wo Videokonferenzen das können, sind sie willkommen. Und wo nicht, setze ich auf die Rückkehr zu analogen Formaten, auch mit Reisen.

Wenn die Pandemie auf diese Weise zu einer ‚Entzauberung‘ der Digitalisierung (und übrigens damit gleichzeitig auch zu ihrer ‚Entdämonisierung‘) führen würde, hätte sie wenigstens etwas Gutes gehabt. Gut, dass es die Digitalisierung gibt, bei diesem Satz bleibt es auch nach ihrer Entzauberung.

(Köln – Berlin, 29.4.2021)

* * *

Über mein Ringen mit dem Ungeheuren Kleine Reflexion zu Marc Bauders Film *Wer Wir Waren*

Janina Loh

»Wir waren jene, die wussten, aber nicht verstanden, die begriffen, aber sich nicht vergegenwärtigen konnten, voller Information, aber ohne Erkenntnis, randvoll mit Wissen, aber mager an Erfahrung.« Zu diesem Urteil gelangt Roger Willemssen in der Rede seines letzten öffentlichen Auftritts am 24. Juli 2015. In der Tat – ein ernüchterndes Urteil. Und wenn wir uns so umschaun in der Welt der Menschen, die wir längst auf den gesamten Planeten und bis ins All ausgedehnt haben, können wir vermutlich nicht anders als zustimmen. Die Menschen sind seltsame Wesen, widersprüchlich sogar, zugleich reich und arm, oder auch, um

es mit dem Dramatiker Sophokles zu sagen: ungeheuerlich. In dessen altgriechischer Tragödie Antigone gibt es diesen einen Satz, der mich schon lange beschäftigt. Er lautet übersetzt etwa »Es gibt viele ungeheure Dinge, aber nichts ist ungeheurer als der Mensch«. Da ist zunächst die Doppeldeutigkeit des Wortes »ungeheuer« oder »ungeheuerlich«.

Das Ungeheure im menschlichen Wesen treibt mich als Technikphilosophin in seinen zahlreichen Facetten schon aufgrund meiner Profession um. Dinge, die uns ungeheuer erscheinen, sind häufig groß und mächtig, zuweilen auch unerklärlich und deshalb vielleicht sogar gruselig, sie sind uns tatsächlich nicht »geheuer«, können sowohl schlimm und gefährlich als auch wunderbar und nicht- bzw. übermenschlich in einem großartigen Sinne sein.

So etwa von Menschen geschaffene Technologien und Techniken, also Artefakte und Praktiken. Sie reichen von wie ungeheure Wunder wirkenden Dingen wie der Sprache und Schrift, dem Buchdruck, Medikamenten wie etwa Impfstoffen, die, wenn wir es nur wollen, dann sogar in der Windeseile weniger Monate entwickelt werden können, Flugzeugen, dem Gesang, sportlichen Höchstleistungen und vermutlich auch dem Internet bis hin zu ungeheuerlich zerstörerischen Schöpfungen wie Waffen, Atombomben, Giften, Folterinstrumenten und dem Krieg als einem der sicherlich verabscheuungswürdigsten menschlichen Konglomerate sehr spezifischer Tod und Verderben bringender Technologien und Techniken.

Ja, in der Tat, es gibt viele ungeheure Dinge auf diesem Planeten und viele davon, wenn auch sicherlich nicht alle, wurden von Menschen erschaffen. Das entspricht dann sicherlich auch Willemsens Einsicht, dass wir Menschen »voller Information, aber ohne Erkenntnis« sind. Wir können so viel und lernen aus unseren Fehlern doch so wenig. Darüber hinaus erfahren wir über die von Menschen kreierte ungeheuren Dinge auch viel über das vielschichtige und komplexe menschliche Wesen, das sich durch zahlreiche und zuweilen widersprüchliche charakterliche Merkmale und individuelle Züge auszeichnet.

In der Betrachtung eines Roboters etwa, der scheinbar wie von Geisterhand selbstständig bestimmte Tätigkeiten ausführt, mit uns spricht und manches vielleicht sogar besser kann als wir Menschen, bewundern wir zugleich auch menschliche Eigenschaften wie die Neugierde, Kreativität und sicherlich auch die Fähigkeit, sich zu kümmern und zu

sorgen als den ernsthaften guten Willen, Sinnvolles und andere Menschen Unterstützendes zu erschaffen.

Stehen wir hingegen zum Beispiel in Fukushima, wie ich im Mai 2019 im Rahmen der Dreharbeiten zu Marc Bauders (an Willemsens Rede orientierten) Film *Wer Wir Waren*,¹ sprach- und fassungslos angesichts all des Leids, das diese Nuklearkatastrophe verursacht hat, sind wir auch entsetzt über die menschliche Gier nach Geld und Macht, über die vor nichts Halt machende Herrsch- und Kontrollsucht, über Ignoranz, Narzissmus und Arroganz der Menschen, was doch letztlich nur ihre ungeheure Erbärmlichkeit offenbart.

Fukushima ist im Übrigen ein passendes Stichwort, denn wir mussten gerade gleich zwei leidvolle und sehr ähnliche Jahrestage begehen, nämlich am 11. März eben den zehnten der Nuklearkatastrophe in Fukushima sowie am 26. April bereits den 35. der Nuklearkatastrophe in Tschernobyl. Eine traurige Bestätigung von Willemsens These, dass wir schon vor vielen Jahren viel konnten und leider absolut nichts daraus gelernt haben. Und damit sind wir bei dem zweiten interessanten Bedeutungsaspekt des altgriechischen Zitats aus der Antigone angelangt, dass es nämlich wirklich sehr viele im Guten wie im Schlechten ungeheure Dinge gibt, all dies uns aber schließlich lediglich darüber Aufschluss gibt, dass das wohl ungeheuerste Wesen im Kosmos der Mensch selbst sein muss, der doch all die ungeheuren Dinge erschaffen hat.

Nichts ist ungeheurer als dieses seltsame Wesen, wunderschön, mit gutem Herzen und den besten Intentionen und zugleich garstig und verachtenswert in seinen leider so zahlreichen dunklen Momenten. Angesichts dieser Ungeheuerlichkeit des Menschen sind viele, die sich in Definitionen versucht haben, schlicht verstummt – manche erstaunt, andere aus Demut oder Angst. Zu unkontrollierbar, zu widersprüchlich und paradox schien ihnen der Mensch zu sein.

Was bleibt uns denn noch zu sagen, welche Erklärungsversuche werden dem Menschen überhaupt gerecht, welche Prognosen erscheinen nicht einseitig und kurzsichtig, wenn doch ein eiliger Blick in die menschliche Geschichte den Wankelmut dieses Wesens offenbart, die unglaublichen Höhen, die es zwar zu erklimmen im Stande ist, die Abgründe aber, in die es sehenden Auges wiederholt herabsteigt. Andere, wie etwa die Wortführer*innen der Religionen, sind sich in Drohungen ergangen – dabei immer optimistisch an dem großartigen Unge-

¹ <https://www.bauderfilm.de/wer-wir-waren>

heuren im Menschen festhaltend, das in der Lage sei, sich zu bändigen, das niederträchtige Ungeheure in sich zu unterwerfen und auf diese Weise der Hölle zu entgehen und in den Himmel ein- bzw. zurück zu kehren.

Wieder andere, häufig Anthropolog*innen, versuchen entweder, die schlechten Seiten des Menschen als seine bloß schwachen Momente zu deklassifizieren, die vorbei gehen, wenn wir uns nur ordentlich bemühen, kultivieren, zivilisieren, anstrengen, domestizieren, züchtigen. Oder aber sie werden als eigentlich nicht menschlich verdammt, als Formen der Ungeheuerlichkeit, in denen der Mensch sich selbst am fremdesten, von seiner wahren Natur am weitesten entfernt, eben am un- bzw. nichtmenschlichsten ist.

So verfährt etwa eine der wirkmächtigsten anthropologischen Positionen in unseren Gesellschaften, nämlich der Humanismus. Der Humanismus, der auf dem altlateinischen Begriff der »humanitas« beruht, ist ursprünglich eine anthropologische Theorie, den Menschen als ein der Selbstkultivierung fähiges Wesen nicht nur von den nichtmenschlichen Tieren zu unterscheiden, sondern auch von den »niederen« menschlichen Gestalten, den Barbar*innen.

Der Mensch, so die antike humanistische Idee, ist nur dann Mensch, wenn er seine humanitas, also kultivierte, zivilisierte Philanthropie, trainiert und sich sein Leben lang um sie bemüht. Dann und nur dann ist der Mensch wirklich Mensch, wenn er ungeheuerlich in dem Sinne wird, dass er über sich selbst hinaus wächst, zu einem wunderbaren und großartigen Wesen wird und sich stets anstrengt, die Höhen, die seine Natur ihm auferlegt hat, zu erreichen, auch nicht mehr zu verlassen. Tiere, Pflanzen, Maschinen und Barbar*innen sind deshalb keine Menschen, weil sie der (aufklärungshumanistischen) Vernunft, der Rationalität nicht fähig sind, die sich in Kunst, Wissenschaft und Kultur realisiert.

Sie sind Ungeheuer im rein negativen und auch moralisch diskreditierenden Verständnis, ein Abfall, eine ekelhafte Entartung, eine Entfremdung. Und damit sind wir bei dem dritten Bedeutungsaspekt des Zitats aus der Antigone angelangt, dem Interpretationsmoment, das mich derzeit ohne Frage am Meisten umtreibt. Denn liegt nicht zugleich eine unglaubliche Arroganz in der Behauptung, dass das Ungeheuerste im Kosmos der Mensch ist – eine Behauptung, die von Menschen ja schließlich selbst getroffen wird?! Wie kommen wir denn bitteschön dazu, das zu glauben, angesichts all der wundersamen Dinge, die um uns herum, auf die-

sem seltsamen Planeten, in diesem ganzen verrückten Universum tagtäglich passieren und die doch wenig bis gar nichts mit dem selbstbewussten kleinen Menschlein, das wir doch nur sind, zu tun haben.

Ebenso ernüchternd endet dann letztlich auch Willemssen in seiner Rede, wenn er schließt »Wir waren die, die verschwanden. Wir lebten als der Mensch, der sich in der Tür umdreht, noch etwas sagen will, aber nichts mehr zu sagen hat.« Bislang waren wir vermutlich wirklich immer dieser Mensch gewesen. Der Mensch im Weggehen, der sich in der Tür umdreht, aber feststellt, dass er nach so vielen Kriegen, Nuklearkatastrophen und Pandemien, die er verschuldet hat, nun wirklich nichts mehr sagen, sondern in der Tat lieber so schnell wie möglich abtreten sollte.

Ein trauriges Bild, das wir abgeben, finden Sie nicht auch?! Aber ich möchte glauben, dass es anders geht. Und auch Marc Bauder beendet seine Kinodokumentation – Spoiler Alert – nicht ohne diesen berühmten Funken der Hoffnung, den allein wir brauchen, um weiter an einer besseren Welt mitzuwirken. Einer Welt, in der Donald Trump schließlich doch abgewählt wird, einer Welt, in der letztlich genügend Impfstoffe für alle entwickelt werden, einer Welt, in der wir den Einfluss, den wir haben (wie klein oder groß wir ihn nun tatsächlich einschätzen mögen), nicht nur zum Wohle einer elitären Gruppe Auserwählter nutzen!

(Wien, 24.5.2021)

* * *

Der Mensch, das sprachliche Wesen

Marco Baschera

Seit einiger Zeit lese ich mit einem Freund zusammen Texte von Plotin, die in der Philosophischen Bibliothek, im Meiner Verlag 1990 unter dem Titel „Seele – Geist – Eines“ erschienen sind. Bei diesen beinahe 2000 Jahre alten Texten stellt sich bei mir immer wieder das Gefühl eines hohen Grades von Aktualität ein. So fragt sich z.B. Plotin in der Enneade V 1, wieso die menschliche Seele ihre Herkunft aus dem „Oberen“ vergessen habe und „der Hochachtung vor dem Irdischen und der Missachtung ihrer selbst“ (S. 33) verfallen sei. In der Enneade IV 8 geht er der Frage nach, „inwiefern das Seelische überhaupt mit dem Leib Gemeinschaft haben kann und wie man das Wesen des Kosmos sich zu denken hat“. (S. 5) Das scheinen mir Fragen zu sein, die damals wie heute eine grosse Dringlichkeit aufweisen.

Ähnliches tut Thomas Nagel, der amerikanische Philosoph jüdischer Abstammung, in seinem Buch

„Mind and Cosmos“, das 2012 auf Englisch und 2016 bei Suhrkamp unter dem Titel „Geist und Kosmos“ auf Deutsch erschienen ist. Der Untertitel lautet: „Warum die materialistische Konzeption der Natur so gut wie sicher falsch ist“. Es handelt sich um ein gut durchdachtes, provokatives Buch, das in Wissenschaftlerkreisen sowie in der Philosophie viel Staub aufgewirbelt hat. Bekannt wurde Nagel 1974 durch den Aufsatz „What is it like to be a bat?“, mit welchem er der reduktionistischen Erfassung des Bewusstseins entgegentrat. Im genannten Buch startet er einen Angriff auf den Alleinheitsanspruch des physikalisch-chemischen Reduktionismus, der, vereint mit neodarwinistischen Ansätzen, vorgibt, den Ursprung und die Evolution des Lebens aus rein materialistischen Gründen erklären zu können. Damit wehrt er sich gegen den Ausschluss des Geistes aus der physikalischen, chemischen und biologischen Welt und sucht nach einer erweiterten Naturordnung, die die „Charakteristika unserer Welt wie Bewusstsein, Intentionalität, Bedeutung, Zweck, Denken und Wert“ (S. 26) berücksichtigt und sie nicht auf rein Materielles reduziert.

Für Nagel kann der Geist kein Zufallsprodukt der Naturentwicklung sein, sondern sollte „zusammen mit der physikalischen Gesetzmässigkeit als ein fundamentales Prinzip der Natur“ (S. 39) anerkannt werden. Dabei geht es ihm unter anderem auch um das Selbstverständnis des Menschen als geistig-körperliches Wesen. Er spricht in diesem Zusammenhang von einem „Ehrgeiz der Transzendenz“ (S. 40), der das Vertrauen in „die objektive Welt unserer moralischen Überzeugungen, und übrigens auch unser Vertrauen in die objektive Wahrheit unseres mathematischen oder wissenschaftlichen Denkens“ (S. 48) stützen soll. Und wie könnte dieses Vertrauen aus einem Zufallsprodukt der Natur entstanden sein? Jede Theorie der Entstehung des Lebens muss in seinen Augen auch jene des Bewusstseins umfassen.

Die von Nagel geforderte Transzendenz des menschlichen Geistes ist unentbehrlich, wenn es z.B. um Fragen der Verantwortung des Menschen gegenüber der Natur geht, die in diesen Tagen bezüglich Naturrechte, intensiv diskutiert werden. Auch wenn der Mensch ein Teil der Natur ist, so kann ihm trotzdem die Aufgabe zukommen, diese und damit auch sich selbst (vor sich selbst) zu schützen. Aber welches können die ethischen und rechtlichen Grundlagen einer solchen Aufgabe sein, wäre die menschliche Vernunft zufällig entstanden? Wie könnte die Vernunft Vertrauen in ihre eigene auch wissenschaftliche Tätigkeit haben,

ohne diese immer wieder zu untergraben, wie dies, gemäss Nagel, bei der materialistischen Weltsicht passiert?

Das sind nachvollziehbare Überlegungen, die von weitem an jene Plotins erinnern. Nagel versucht, mit einer nicht-intentionalen, der Natur immanenten Teleologie die Verbindung von Natur und Geist, von Geist und Körper im Menschen zu denken. Damit schliesst er als Atheist die Vorstellung eines wie immer gearteten göttlichen Willens aus. Innerhalb des Wirkens dieser Teleologie ist für ihn der Spracherwerb entscheidend, den er ganz einfach annimmt, ohne ihn selber für erklärungs-würdig zu halten. Sprache ist gemäss Nagel unentbehrlich, um „das Wissen kollektiv hervorzubringen, anzusammeln und weiterzugeben“ (S. 112) Sie ermöglicht erst die „Anerkennung anderer geistbegabter Wesen“ (S. 112). Für Nagel besteht Sprache vor allem in der „Aneignung eines Systems von Begriffen, das uns erlaubt, die Wirklichkeit zu verstehen“ (S. 108). Damit scheint die Frage der Beziehung von Denken und Sprache für Nagel dahingehend gelöst, dass letztere dem vernünftigen Denken bei seiner Ausübung dient. Die Sprache wird auf eine instrumentelle Dimension reduziert – nicht so bei Plotin.

In der Emanation des denkenden Geistes aus dem Einen und der Seele aus dem Geist bestehen einerseits Abbildverhältnisse. Der Geist ist ein Abbild des Einen, wie die Seele ein solches des Geistes, obwohl sie grundverschieden sind. Zudem sagt Plotin in Bezug auf das Verhältnis von Geist und Seele: „(...) so wie der ausgesprochene Gedanke (Wort) ein Abbild des Gedankens (Wort) in der Seele ist, so ist die Seele selbst der ausgesprochene Gedanke des Geistes, die ganze Wirkungs- und Lebenskraft, die er ausströmt, um ein anderes zur Existenz zu bringen.“ (Meiner, S. 39) Die Wirkungs- und Lebenskraft des Geistes ist ähnlich wie das Aussprechen eines Gedankens. So wie der Geist durch die Emanation die Seele hervorbringt, tritt der Gedanke in die Welt kraft des Sagens, des Aussprechens. Das Denken gewinnt erst Gestalt in der Verlautbarung durch das Wort. Zwischen Denken und Sprache herrscht somit ein mimetisches und kein instrumentelles Verhältnis. Dadurch kann das Sagen als eine Mimesis am Gesagten verstanden werden. Das mimetische Vermögen, das den Gedanken zur Existenz und zur Wirksamkeit führt, ist für Plotin keine arbiträre Beziehung zwischen einem bereits Gedachten und einem entsprechenden sprachlichen Ausdruck, wie es etwa Nagel versteht, der auf die Sprache als ein abstraktes System arbiträrer Kodierungen rekurriert, das jeweils in der

Rede seine Aktualisierung erfährt. Möglicherweise verfällt Nagel dadurch einem sprachtheoretischen Reduktionismus, der das präzise Komplement ist zur wissenschaftstheoretischen Reduktion alles Seins auf Physik, Chemie und Biologie.

Durch die Vorstellung von Sprache als mimetischem Ausdruck des Denkens wird diese aus der Fron des Instrumentellen befreit. Denn Sprache selbst *ist* bereits jene untrennbare Verbindung aus Geist und Materie, gedachter Bedeutung und Wortkörper, die Nagel als „erweiterte Konzeption der Naturordnung“ (S. 19) sucht. Während er das „Unverwechselbare an der Vernunft“ dahingehend bestimmt, „dass sie uns direkt mit der Wahrheit verbindet“ (S. 120 f.), ist die Sprache in sich *dialogisch* strukturiert. Ich höre mich reden und ich lese, was ich gerade schreibe, d.h. ich höre und lese mich jeweils als ein anderer, der nie beherrschbar wird und der dadurch den unendlichen Selbstbezug immer offen lässt. Diese Einsicht sollte nicht nur Sache der Literatur und der Kunst sein, sondern auch der Philosophie und wieso nicht auch der Naturwissenschaften. Vielleicht vermag dieses dialogische Sprachverständnis ein Paradigma abzugeben, das die schöpferische Entwicklungskraft der Natur verständlicher macht als der apriorische Glaube, dass die Gesetzmässigkeit blosser materieller Prozesse es richte. Und wer weiss, vielleicht treibt die Entdeckung des genetischen Codes, die die Evolutionsbiologie komplexer macht, letztere in eine Richtung, in der sich die immanente Sprachlichkeit der Natur und der Schöpfung immer deutlicher zeigt.

(Zürich, 15.7.2021)

* * *

Sieg der Sterne

Torsten Nieland

Es ist nicht zu übersehen: Die Sterne haben gesiegt. Alle erdenklichen Kombinationen aus Doppelpunkten, Schräg-, Binde- und Unterstrichen sind aus dem Schlachtfeld geschlagen und spurlos in der Bedeutungslosigkeit sprachpolitischer Neutralität verschwunden, gar nicht erst zu reden von den Binnen-,I's, die bereits 1981 von Christoph Busch erfunden wurden.² Heute, vierzig Jahre später, ist die Schlacht also geschlagen, das Heer der Sterne, das erst vor etwa fünf Jahren langsam an Boden zu gewinnen begann, darf Triumphzüge veranstalten und tut dies auch. Doch aufgemerkt: Ich wage die Prognose, daß auch dieser Sieg nur ein vorläufiger

ist und der ewige Frieden einer gerechten Sprache nach wie vor in unabsehbarer Ferne liegt. Noch fällt es den meisten von uns ja nicht schwer, uns daran zu erinnern, daß auch die Binnenmajuskel über sehr lange Zeit aus dem Schriftbild nicht mehr wegzudenken zu sein schien, doch schon bald werden wir jungen Menschen erklären müssen, daß es sich bei diesen deplazierten großen ‚I's nicht um eine Folge eines über drei Dekaden verbreiteten Defekts von Computertastaturen handelte. Den Sternen wird es nicht anders ergehen, und ich sage ihnen erheblich geringere Dauer voraus, was ich im Folgenden begründen möchte.

Dabei ist es mir ein Anliegen, gleich zu Beginn zu betonen, daß sich diese Polemik *nicht* gegen Personen richtet, die engagiert gegen Diskriminierungen aller Art kämpfen und diese ins Bewußtsein der Menschen zu rücken trachten, auch mit sprachlichen Mitteln, erst recht nicht gegen diskriminierte Personen selbst, was hoffentlich gar nicht erst einer Betonung bedarf. Ich habe auch gar nichts gegen den Stern selbst einzuwenden, halte ihn sogar im Gegenteil für eine vergleichsweise elegante Lösung der Herausforderung, nonbinärer Geschlechtlichkeit schriftsprachlichen Ausdruck zu verleihen. Auch das möchte ich betonen: Die Fähigkeit, überhaupt so differenziert und zunehmend adäquat über Geschlechtlichkeit in ihrer *bunten Vielfalt* sprechen zu können, ist ein gar nicht zu überschätzend hohes Gut, das allmählich zu erringen sich unsere Kulturgeschichte wahrlich beschämend viel Zeit gelassen hat, beschämend schon deshalb, weil Geschlechtlichkeit an sich doch für uns alle als Lebewesen schon rein evolutionsbiologisch von essentiellstem Interesse ist, beschämend aber auch für die Geschichte der Wissenschaft (und dabei insbesondere der Philosophie), die beinahe über ihre gesamte Dauer hinweg nur Menschen genau eines Geschlechts mit genau einer sexuellen Ausrichtung überhaupt als (denkende) Personen anerkannte.

Wenn ich mich nun dennoch gegen den Stern ausspreche, so geschieht dies nicht trotz und erst recht nicht ungeachtet des soeben Gesagten, sondern gerade deswegen, und zwar wende ich mich mit meiner Kritik 1. gegen die *Instrumentalisierung* einer künstlichen *Konstruktion* für jenseits der Sprache liegende Zwecke, 2. gegen die *Standardisierung* derselben und 3. gegen den despotischen *Zwang*, mit dem sie (teilweise) verwirklicht werden soll.³ Selbstverständlich kann Sprache Ungerechtigkeit, Gewalt und Diskriminierung nicht nur zum Aus-

² Christoph Busch (Hrsg.): *Was Sie schon immer über freie Radios wissen wollten, aber nie zu fragen wagten!*

Münster 1981

³ Die Punkte werden hier im Zusammenhang diskutiert.

druck bringen, sondern diese auch tradieren, verstärken oder sogar erzeugen. Selbstverständlich sollte es ein Anliegen eines jeden Menschen sein, sofern er ernsthaft und ernstzunehmend bestrebt ist, einen Beitrag zur Verminderung von Ungerechtigkeit, Gewalt und Diskriminierung zu leisten, sich mit Bedacht *seiner Sprache* zu bedienen und dabei Ausdrücke und Wendungen zu vermeiden, die im Gegenteil selbige fördern. Daß die Sprache historisch gewachsen ist, ist eine Tatsache, jedoch noch kein gültiges Argument: Auch Ungerechtigkeiten, Konstellationen der Gewalt und Diskriminierungen sind in den meisten der vielfältigen Fälle historisch gewachsen, und das legitimiert offenkundig in keiner Weise, sie achselzuckend bestehen zu lassen und sogar zu festigen und zu verstärken, und zwar auch im alltäglichen Sprachgebrauch. In diesem Sinne ist es folglich zu begrüßen, wenn die Sprache (auch formale) *Möglichkeiten* bereitstellt, dem *je eigenen Selbstverständnis als Person Ausdruck zu geben*, und das dürfen auch gerne Sterne oder andere künstliche Konstrukte sein. Der eingangs skizzierte Kampf zeigt jedoch, daß es dabei nicht (nur) um das Eröffnen dieses *Möglichkeitsraumes*⁴ ging, dafür hätte es ja keines Kampfes bedurft, sondern um den Sieg *einer einzigen Ausdrucksform* über die anderen und damit eben auch um eine Bevormundung bezüglich des *je eigenen Selbstverständnisses* – gerade das Gegenteil dessen, worum es gehen sollte. *Vielfalt* wäre anzustreben, nicht *Uniformität* und die Verdammung aller alternativen sprachlichen Ausdrucksformen, inclusive und insbesondere der althergebrachten aus Vor-Stern-Zeiten. Vergessen wir bitte eines nicht: Auch Verlust der Poesie, der Melodie und des Rhythmus einer Sprache ist sprachliche Gewalt und führt ebenfalls dazu, daß Menschen sich *in ihrer Sprache* nicht (mehr) beheimatet fühlen, ist also ebenfalls eine Diskriminierung, und zwar keine geringe, erst recht keine *gerechte*, etwa im Sinne einer *Gewalt für die gerechte Sache*. Damit kommen wir zur Aussprache: Der Stern ist mündlich mit dem *Glottisschlag* verbunden, einem Neueinsetzen nach einer winzigen Sprechpause. Selbstverständlich können wir das problemlos sprechen und tun es ganz natürlich beispielsweise

⁴ Dieser Raum sollte nicht nur *weit* sein, sondern vor allem *mehrdimensional*, sonst wäre die Terminologie eines *Raumes* ganz irrig und der dem Menschen gegebenen Sinnlichkeit im Wortsinne *unangemessen*.

⁵ Jedenfalls beim Schreiben mit der Hand ist das der Fall, und dieses ist, wenngleich aus der Mode kommend oder bereits gekommen, nicht nur ein großartiges Kulturgut, sondern auch eine hervorragende Methode des vielgepriesenen *Gehirndauerlaufs*.

in „Spiegelei“, „Theater“ und „Autoindustrie“. Auch die Binnenmajuskel ging bereits mit dem Glottisschlag einher, der Großbuchstabe ‚I‘ machte jenes Neueinsetzen mit der Anlehnung an einen Wortanfang sogar besonders deutlich, das auf ein *denkbar vielgestaltiges* geschlechtliches Selbstverständnis „zwischen“ cisheterosexuellem Mann und cisheterosexueller Frau *aufmerksam* machen soll. Stern und Glottisschlag an ehemals ungewohnter Stelle reißen Lesende, Schreibende,⁵ Hörende und Sprechende aus dem Fluß der Sprache. Selbstverständlich ist das lediglich eine Frage der Eingewöhnung, doch liegt genau hier ein Problem, war doch der durch diese Unterbrechung des Flusses *erzwungene Augenblick der Aufmerksamkeit* gerade der *erwünschte Effekt*. Haben wir uns erst einmal an das Hindernis gewöhnt, so wie an Bordsteinkanten und Türklinken, so werden die politischen Sprachkorrektur*innen gar nicht umhinkönnen, abermals Barrieren in den neugewonnenen Sprachfluß zu schlagen. Dies ist auch bereits der Fall: Die mit dem Glottisschlag verbundene winzige Pause soll verlängert werden, indem im Kopf still – um der Himmel*innen willen nicht laut! – bis drei gezählt wird, nicht bis zwei, denn das ist halberzig, und nicht bis vier, denn das ist höhnisch. Dem Stern blüht, sobald er verordnet wird, unweigerlich dasselbe Schicksal, das uns bereits seit vielen Jahren durch einen anderen Sprachzwang vertraut ist: Wenn der Satz über „Bevorzugung bei gleicher Qualifikation“ eine bis auf die i-Punkte fest- und vorgeschriebene Formel für Stellenausschreibungen ist, dann läßt sich daran nicht nur schlicht nichts mehr über die Präferenzen bei der Stellenbesetzung ablesen, es ist auch den Ausschreibenden jede Möglichkeit genommen, zum Ausdruck zu bringen, daß sie die in der Formel genannten Präferenzen (womöglich) tatsächlich vertreten; ein „Doch, wirklich!“ anzufügen dürfte mindestens im öffentlichen Dienst zu erheblichem Ärger führen. Hier ist es nun ebenso: Angestellte des öffentlichen Dienstes sind eifrig dabei, offizielle Texte weihnachtlich mit Sternen zu zieren, Verordnungen für neuzuschreibende Texte sind erlassen, und bald sind sicherlich die nach Berufen und Handwerken benannten Straßen an der Reihe.⁶

⁶ Sterne werden in diesem Falle ungenügend sein, denn diese Straßen erinnern ja an die Zeit der Stände und Zünfte, die an Diskriminierung aus heutiger Sicht kaum zu überbieten ist. Solche Namen sollten also wohl gänzlich abgeschafft werden. Es trifft sich da möglicherweise gut, daß wir gerade so fleißig dabei sind, Straßen mit Personennamen umzubenennen, auch diese sollten wohl gänzlich abgeschafft werden, die Namen Wilhelm, Friedrich, Heinrich, Ludwig, Otto und Karl zuerst, ach

An Universitäten werden Studentische Hilfskräfte eigens eingestellt, um Texte vor der Veröffentlichung zu „gendern“, so daß die Autorinnen und Autoren, die die politisch korrigierten Fassungen in der Regel gar nicht mehr zu Gesicht bekommen, sich die Mühe ersparen können und den Unmut.

Es wird wohl nur zu deutlich: Mit Sternen garnierte Texte erlauben bereits heute keinerlei Rückschlüsse mehr auf die Gesinnung ihrer Verfasserinnen und Verfasser, nicht einmal eine Ahnung. Sie sollten einen essentiell wichtigen Aspekt unseres Menschseins ins Bewußtsein rücken, doch je effizienter und effektiver sie sich durchsetzen, um so schneller verlieren sie jegliche Aussagekraft und sind am Ende lediglich bedeutungslose und betrügerische Etiketten, die nach immer schnellerem Austausch verlangen.⁷ Der Sieg der Sterne erweist sich damit als ein Pyrrhussieg!

Es ist nicht notwendig – wenngleich, wie so oft, empfehlenswert –, Kant zu lesen, um einzusehen, daß eine Umwendung (d.i. Revolution) der Denkungsart weder per Dekret verordnet noch per Psychopharmakon verabreicht werden kann – und seien die Dosen auch noch so homöopathisch, was sie in diesem Falle allerdings *nicht* sind –, sondern daß es dafür des *Selbstdenkens* bedarf, und damit vor allem der Denk- und Redefreiheit, nicht ihrer autoritären Restriktion. Offenheit und (auf dem Weg dorthin) Bereitschaft zum Öffnen im Denken lassen sich nicht durch Zwang, durch Denk-, Sprech- und Schreibverbote erreichen. Kant zeigt außerdem, daß jedes Selbstdenken notwendig damit einhergehen muß, „sich jederzeit in die Stelle [einer und] eines jeden anderen zu denken“,⁸ was wir aber immer erst erlernen müssen, und zwar in der *Auseinandersetzung* mit Andersdenkenden.

ja, und Immanuel, denn bei genauem Hinsehen findet sich zweifellos an jedem Stecken etwas Dreck. Auch Blumen kommen wohl nicht in betracht, Rosen, Tulpen, Narzissen und Nelken sind doch allzu bedeutungsschwanger, und so bleiben scheinbar nur noch Zahlen. Doch halt, kaum bin ich diesen Gedankenschritt mutig gegangen, schon werde ich gewahr, wie verwerflich er ist: Die 0 ist eine banale Beleidigung. Die 1 zeichnet eines unter allen anderen aus und ist damit die *Innumeration* aller Diskriminierungen schlechthin. Die 2 ist ein schreiendes Symbol für die anachronistische Zweigeschlechtlichkeit und wird nur durch die Verwendung des Sterns in $2*2=4$ noch hämisch übersteigert. Die 3 steht zweifellos für die Dreifaltigkeit und diskriminiert damit alle diejenigen, die anderen oder gar keinen Glaubens oder sich darin nicht sicher sind. Die 5 diskriminiert die Angestellten des Sägewerks, die 6 die *Mensch-ärgerer-Dich-nicht-Verlierer*. Die 7 symbolisiert wegen der Wochentage eine reaktionäre Opposition gegen *Freiheit, Gleichheit und Geschwisterlichkeit*. Von der 8

Eine besonders angenehme Art dieses Lernens bietet die Literatur. Wunderbar bringt es Denis Scheck zum Ausdruck: „Literatur ist das Medium, das uns erlaubt, buchstäblich aus unserer Haut zu fahren und in die Haut anderer zu schlüpfen. Literatur befähigt uns, unsere eigene Erfahrungswelt zu transzendieren und mehr als tausend Leben führen zu dürfen, ohne mehr als einen Tod sterben zu müssen.“⁹ Die Metapher ist nicht zufällig: Das Zitat steht im Kontext einer ganz besonders absurd irrigen Diskriminierungs-Debatte, hatten doch weiße europäische Männer mittleren Alters gewagt, Amanda Gormans Gedicht *The Hill We Climb* in ihre jeweiligen Muttersprachen übertragen zu wollen. Dazu weiter treffend Denis Scheck: „Wer fordert, daß nur noch Frauen Frauen, Männer Männer, Schwarze Schwarze, Lesben Lesben, Schwule Schwule, Juden Juden, Christen Christen, Moslems Moslems oder Nonbinäre Nonbinäre und Lummerländer Lummerländer übersetzen sollen, wer also auf die Kongruenz der Erlebnis- und Erfahrungswelten von Autor und Übersetzer beharrt, hat das schöne Spiel der Literatur, fürchte ich, nicht ganz verstanden, denn dann dürften wir auch nicht mehr die Übersetzungen Miriam Mandelkows von James Baldwin bei dtv lesen, die genialen Entenhausen-Eindeutschungen von Dr. Erika Fuchs bei Egmont oder Eva Rechel-Mertens‘ Übertragung von Marcel Proust. Außerdem stelle ich mir’s verflucht schwer vor, in Deutschland heute pädophile Sklavenhalter für die Übersetzung antiker griechischer Autoren wie Aischylos oder Sophokles zu finden.“¹⁰ Interessanterweise erscheint hier ein Sprachzwang, der dem zuvor diskutierten gerade entgegengesetzt ist. Auf das Leitthema dieses Artikels übertragen, müßte dann der Einsatz der Sterne

müssen wir wegen 18 und 88 gar nicht erst anfangen (außerdem: $2*2*2=8$). Die 9 diskriminiert die Bowling-, die 10 die Kegelsportler.

⁷ Auch dieser Etikettenschwindel, der jeden Kampf gegen Ungerechtigkeit, Gewalt und Diskriminierung untergräbt, ist uns bereits wohlbekannt aus der schon zur Daueraufgabe gewordenen Neu(er)findung von Worten zur Bezeichnung von Menschen mit Hautfarbe – als gäbe es auch Menschen ohne Hautfarbe, wobei ich jetzt nicht die so bezeichnete in Schultuschkasten der 1980er Jahre meine (ja, es stand seinerzeit tatsächlich „Hautfarbe“ auf diesem Töpfchen einer rosa-beigen Kitschfarbmischung).

⁸ Daß Kant *der* Philosoph der Diversität ist, werde ich gerne bei anderer Gelegenheit aufzeigen.

⁹ Denis Scheck in *Druckfrisch* vom 28. März 2021 <https://www.daserste.de/information/wissenskultur/druckfrisch/videos/sendung-vom-28-03-2021-video-100.html> (3:43-4:01; letzter Aufruf: 1.8.21)

¹⁰ ebd. (4:08-5:00; letzter Aufruf: 1.8.21)

nicht allgemein aufge­nötigt, sondern cisheterosexuellen Menschen im Gegenteil gerade verboten werden. –

Fazit: Sprachliche Ausdrücke, um überhaupt *bedeutsame Ausdrücke* sein zu können, bedürfen der *Freiheit*, und zwar der Freiheit, auch andere Ausdrücke gewählt haben zu können. *Instrumentalisierung*, *Uniformierung* und *Zwang* führen im Kampf gegen (auch sprachliche) Ungerechtigkeit, Gewalt und Diskriminierung zur Notwendigkeit, sprachliche Ausdrücke permanent und wie in der Kleidermode mit stetig wachsender Geschwindigkeit austauschen zu müssen – es sei denn, ja, es sei denn, die Welt wäre inzwischen von Ungerechtigkeit, Gewalt und Diskriminierung befreit. Das jedoch scheint mir ein allzu frommer Wunsch zu sein, und weit größer als diese Hoffnung die Sorge vor der Gefahr, wir könnten uns stattdessen von der Fähigkeit befreit haben, über Ungerechtigkeit, Gewalt und Diskriminierung miteinander zu sprechen. –

Postscriptum: Auch der APHIN ist bereits heftig kritisiert worden, weil im Vereinsnamen nur von Ingenieuren¹¹ und Naturwissenschaftlern die Rede ist. Immerhin ist in der Abkürzung „APHIN“ bei gängiger Schreibweise immer schon die Binnenmajuskel enthalten. Wäre da nicht die von mir diagnostizierte Kurzlebigkeit des Siegs der Sterne, so würde ich für die Zukunft „APH*IN“ vorschlagen – womit dann auch die Betonungsfrage endlich geklärt wäre.

(Göttingen, 1.8.21)

* * *

Verantwortung, die wir auf der Haut tragen

Anna Kempf

Wir wissen, welche ökologischen und sozialen Folgen die Herstellung unserer Kleidung hat. Trotzdem kaufen wir „Fast Fashion“. Wir sind es gewohnt, dass Kleidung immer billiger wird und Trends immer schneller aufkommen und sich genauso schnell wieder verändern. Wie soll ethischer Konsum da funktionieren?

Der Welthandel hat sich durch die Globalisierung bis in die entlegensten Ecken unserer Erde verzweigt. Ein T-Shirt beispielsweise legt circa 18.000 Kilometer zurück, bis es in Deutschland im Laden liegt. Diese globalen Wertschöpfungsketten machen rund achtzig Prozent des Welthandels aus. Deutschland ist so intensiv in die globalen Liefer-

ketten involviert wie kein anderes Land, unser Wohlstand genauso wie die wirtschaftlichen Chancen von Entwicklungsländern hängen von diesen Lieferketten ab. Am Anfang jeder Lieferkette steht jedoch ein Mensch, und viele Menschen, die für uns Kleidung oder Nahrungsmittel herstellen, leiden unter schlechten Arbeitsbedingungen. Aktuell werden rund 73 Millionen Kinder in Fabriken ausgebeutet. Sie schuften auf Plantagen, in Minen und Steinbrüchen für unsere Schokolade, unseren Kaffee und unsere Kleidung. Deshalb haben die Vereinten Nationen und die OECD (Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung) Vorschläge erarbeitet, wie Unternehmen innerhalb der globalen Lieferketten ihre Sorgfaltspflichten erfüllen sollten, um solche Missstände zu verhindern. Drei Funktionen soll das in diesem Zusammenhang kürzlich in der Bundesrepublik Deutschland eingeführte „Lieferkettengesetz“ erfüllen: Zunächst soll es definieren, welche Pflichten Unternehmen beim Schutz von Menschenrechten haben und wie sie diesen in ihren Lieferketten nachkommen können. Außerdem müssen die Unternehmen über ihre Anstrengungen Bericht erstatten und schließlich muss es die Rechte von Arbeiterinnen und Arbeitern vor Gericht stärken und einen Weg eröffnen, Schadensersatzansprüche in Deutschland geltend zu machen.

Die sich stetig verlängernden Lieferketten sind Folge eines historischen Prozesses im Welthandel. Vergleichsweise neu sind allerdings die globalen Tendenzen in der Textil- und Modebranche, die unter dem Begriff „Fast Fashion“ zusammengefasst werden. Neue Trends und Kollektionen kommen in immer kürzeren Abständen auf den Markt, die Mode-Spirale dreht sich immer schneller. Viele Kleidungsstücke werden nur für eine Saison gekauft und qualitativ entsprechend nachlässig produziert. Verbraucherinnen und Verbraucher kaufen in Deutschland im Schnitt sechzig Kleidungsstücke pro Jahr, der rasant steigende Anteil von Online-Käufen verstärkt diese Tendenz sogar noch. „Fast Fashion“ ist oftmals billig und ermöglicht eine kurzfristige Befriedigung von Konsumwünschen. Jedes fünfte Kleidungsstück wird so gut wie nie getragen. Die globale Kleidungsproduktion hat sich seit der Jahrtausendwende mehr als verdoppelt, und Studien prognostizieren für die kommenden Jahrzehnte ein weiteres intensives Wachstum im Textilsektor. Alle Anzeichen einer exzessiven,

¹¹ Hier möchte ich allerdings darauf hinweisen, daß ich einige weibliche Ingenieure kennengelernt habe, die sich gerade diskriminiert fühlen, wenn sie nicht den männlichen Kollegen gleichgestellt *Ingenieure* genannt

werden. Es wird daran noch einmal deutlich: Sie zu einer anderen Form zu zwingen, hieße, ihnen ein *falsches Selbstverständnis von sich als Frau* vorzuwerfen und dieses despotisch zu korrigieren.

nicht-nachhaltigen Entwicklung sind erfüllt.

„Fast Fashion“ hat einen Preis, auch wenn dieser Preis nicht auf dem Preisschild steht. Das Wissen um die ökologischen und sozialen Auswirkungen der Herstellung von Bekleidung ist nach wie vor gering, und bei der Kaufentscheidung spielen diese Aspekte praktisch keine Rolle. Der Anbau von Baumwolle beispielsweise erfordert große Wassermengen und ist deswegen besonders heikel in Gegenden mit vorherrschendem Wassermangel zu betrachten. Um ein Kilogramm Baumwolle zu gewinnen, werden circa 200 Badewannen voll Wasser benötigt: Zudem werden Regenwälder abgeholzt, um auf den gewonnenen Ackerflächen unter Anwendung von Pestiziden Baumwolle anzubauen, welche mittlerweile zu 80 Prozent genverändert ist. Die eingesetzten Chemikalien erzeugen tödliche Krankheiten in der Umgebung. Geburtenfehler und Krebs sind nur zwei Beispiele von vermehrt vorkommenden negativen Folgeerscheinungen.

Auf der anderen Seite schafft die Modeindustrie Jobs, was zunächst eine positive Erscheinung ist. Doch für den trend-vorlebenden Modesektor in Amerika werden bereits heute 97 Prozent aller Kleidungsstücke in Billiglohn-Ländern produziert. Nicht nur die Folgen der Herstellung dieser Kleidungsstücke stellen ein Problem dar, auch die gesellschaftlichen Folgen sind verheerend. Geringe Mindestlöhne, keine Gewerkschaftsrechte, und keine Festanstellungen. In Länder wie Bangladesch hat sich die Modeindustrie daher verliebt, da Kleidung hier billig hergestellt werden kann. Wer dort Pullover und Hosen näht, tut dies in der Regel unter elenden Bedingungen: Ungeschützter Chemikalienkontakt, dunkle, dreckige und den arbeitsschutztechnischen Anforderungen selten entsprechende Produktionshallen, kein Mutterschaftsgeld, keine Pensionsansprüche und das alles für weniger als 2,70 € Lohn am Tag. Wer eine Gewerkschaft gründen will, wird unter Druck gesetzt, teils auch unter Gewaltandrohung und -ausübung. Das ist der Alltag von 4 Millionen Menschen, die allein in Bangladesch in der Textilindustrie arbeiten. Und wenn die Modeindustrie noch billiger produzieren will, dann werden die Löhne durch die Regierung Bangladeschs noch weiter zu Boden gedrückt, denn diese muss die landeseigene Wirtschaft beleben. Mit dem zusätzlichen Leid muss sich die Industrie aber nicht beschäftigen, denn die Arbeiter sind ja nicht direkt bei den in der westlichen Welt ansässigen Modeketten angestellt und damit für uns hierzulande quasi unsichtbar. Der tatsächliche Preis für ein 3,99 €-T-Shirt ist also auf den zweiten Blick deutlich höher.

Der Umwelt schaden aber nicht nur der wasser- und energieaufwendige Anbau der Baumwolle, sondern ganz besonders auch die industriellen Abwässer, die zum Beispiel zur globalen Bodendegradation beitragen. Allein bei der Leder-Herstellung in Indien werden jeden Tag 50 Millionen Liter Industrie-Abwässer in den Ganges geleitet. Der heilige Fluss ist vergiftet, dennoch wird sein Wasser weiter zur Trinkwasserproduktion und zur Bewässerung der Äcker genutzt. Auch die Ressourcenverschwendung sollte nicht unerwähnt bleiben, denn wo massenhaft produziert wird, bleibt meist auch viel an unerwünschten Nebenprodukten wie beispielsweise Abfällen und Chemikalien übrig. Ausrangierte und unter hohem landwirtschaftlichem Aufwand und großem Leid produzierte Ware, die auch von Hilfsorganisationen nicht mehr angenommen werden kann, wird einfach verbrannt. Denn „Fast Fashion“ ist tatsächlich so billig, dass es sich nicht lohnt, die Textilien zu „verramschen“ oder gar aufzuarbeiten.

Bei diesen Fakten erwacht bei vielen Konsumentinnen und Konsumenten der Wunsch, selbst etwas dagegen zu unternehmen. Das eigene Einkaufsverhalten zu verändern und gleichzeitig mit der bereits vorhandenen Kleidung sorgsam umzugehen, lautet dabei die Devise. Unter dem Begriff „Slow Fashion“ haben eine Reihe an Herstellern einen Gegenentwurf zu „Fast Fashion“ entwickelt. Diese Art der Mode konzentriert sich auf lediglich zwei Saisons pro Jahr, nutzt möglichst schonend hergestellte und recycelbare Materialien und achtet darauf, dass die jeweiligen Kleidungsstücke länger haltbar sind. Auch die Arbeits- und Menschenrechte in den Herstellungsländern haben Priorität. Gleichzeitig soll das Design möglichst zeitlos sein. Die Blusen oder Hosen der „Slow Fashion“ richten sich nicht nach Trends, damit sie auch wirklich für viele Jahre getragen werden. Für diese Kleidungsstücke muss etwas mehr bezahlt werden, aber die lange Lebensdauer gleicht diesen Umstand wieder aus. Ein 60 €-Pullover einer „Slow Fashion“-Marke ist in fast allen Fällen eine deutlich bessere Investition als drei 20 €-Pullover aus dem schnellen Handel.

Nachhaltige Mode lässt sich aber auch ohne großes Budget verwirklichen. Second Hand Shops sind eine großartige Möglichkeit, den aussortierten Kleidungsstücken von anderen eine zweite Lebensdauer zu geben. Viele moderne Kleidungsstücke lassen sich nur schwer recyceln. Als Alternative wurde das sogenannte „Upcycling“ entwickelt. Dabei werden Kleider in ihre Einzelteile zerlegt und zu neuen Designs zusammengesetzt. Ebenso inno-

vativ sind mittlerweile die Möglichkeiten, Kleidung für kurze Zeit zu leihen. Das ist vor allem dann interessant, wenn ein besonderer Anlass ansteht: Hochzeiten, Preisverleihungen oder das Vorstellungsgespräch für den absoluten Traumjob. Oft kaufen wir für diese Momente Kleidung, die danach nie wieder im Leben getragen wird. Das Ausleihen umgeht diese Situation, ohne auf einen bestimmten Look verzichten zu müssen.

Im 13. Jahrhundert hat sich der Dominikanermonch und Philosoph Thomas von Aquin die Frage gestellt, unter welchen Bedingungen es zur Selbsterhaltung erlaubt sein kann, andere Menschen entgegen des mosaischen Gebots zu töten. Verallgemeinert wurde aus diesen Überlegungen das heute in vielen Bereichen der Ethik maßgebliche „Prinzip der Doppelten Wirkung“, das auch auf die hier diskutierte Thematik angewendet werden kann. Das Prinzip besagt, dass eine Handlung mit sowohl schlechten wie auch guten bzw. neutralen Folgen dann moralisch erlaubt ist, wenn die schlechten Folgen nur unbeabsichtigte und unvermeidliche Nebenfolgen sind und nicht als Mittel dienen, die bezweckten guten zu erreichen.

Nehmen wir an, Person X möchte in einem Laden ein T-Shirt für den Preis von 3,99 € erwerben. Es handelt sich hierbei um den regulären Verkaufspreis. In diesem Preis sind unter anderem die Kosten für Ressourcengewinnung, Materialherstellung, Produktion des T-Shirts, Transport und weitere Nebenkosten enthalten. Dass der Kaufpreis einen Schluss auf das (viel) zu geringe Einkommen, die Produktionsumstände und allgemein das Elend der Menschen, die unter unwürdigen Bedingungen gezwungen sind, sich mit einer solchen Arbeit den Lebensunterhalt zu verdienen, aufnötigt, ist Person X bewusst. Die gute Wirkung in diesem Beispiel ist der günstige Erwerb eines Kleidungsstücks und die schlechte Wirkung die leidvolle Herstellung in weiter Ferne. Betrachtet man die infrage stehende Kaufhandlung nun getrennt von ihrem Kontext, so lässt sich argumentieren, das T-Shirt sei bereits fertiggestellt, und die Produktionsbedingungen könnten folglich gar keine (schlechte) Wirkung der Handlung sein. Eine solche Argumentation ist aber nicht nur fragwürdig, sie verfehlt auch den Sinn des „Prinzips der Doppelten Wirkung“. Es muss hier die einzelne Kaufhandlung im Kontext ihrer Ermöglichungsbedingungen betrachtet werden, und das heißt schlicht und einfach: als eine unter notwendigerweise sehr vielen ähnlichen Kaufhand-

lungen, an denen sich Person X mit ihrem Kauf beteiligt. Erst die verwerflichen Produktionsbedingungen machen den preisgünstigen Erwerb des Produktes möglich. Wer in dieser Weise sogenannte Billigprodukte konsumiert, obwohl es Alternativen gäbe, stimmt den Produktionsbedingungen zu und macht sie damit zu einem Bestandteil seiner eigenen Absicht. An diesem Beispiel wird deutlich, dass insbesondere in komplexen Handlungsgefügen mit zahlreichen Akteuren eine adäquate Handlungsbeschreibung zur Erfassung der Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge ausgesprochen schwierig, oft sogar gar nicht einvernehmlich lösbar ist. Es wird jedoch ebenso deutlich, dass zu unserer Verantwortung als Handelnder auch immer gehören muss, einen solchen Versuch mit ernstem Interesse zu unternehmen. Denn jeder Einzelne von uns trägt täglich (Teil-)Verantwortung – auf der Haut!

(Göttingen, 6.8.21)

LESERINNEN- UND LESERBRIEFE*

...stellen eine Möglichkeit dar, die Rundbriefe auch zu einem Medium des *Gedankenaustausches* zu machen und zugleich Autorinnen und Autoren eine Rückmeldung zu geben. Sie sind daher seitens der Redaktion ausdrücklich erwünscht.

ZITATE

„Die Natur schafft nicht Völker, sondern Individuen, die zu verschiedenen Völkern nur durch die Verschiedenheit von Sprache, Gesetzen und angenommenen Sitten werden; und nur die beiden letzten Faktoren, Gesetze und Sitten, können bewirken, daß jedes Volk seinen eigenen Charakter hat, seine besonderen Zustände und schließlich auch seine besonderen Vorurteile.“

(Baruch de Spinoza)

„Bei dem großen Reichtum unserer Sprachen findet sich doch oft der denkende Kopf wegen des Ausdrucks verlegen, der seinem Begriffe genau anpaßt, und in dessen Ermangelung er weder ändern, noch so gar sich selbst recht verständlich werden kann.“

(Immanuel Kant)

„Das hat es noch nie gegeben, daß eine gerechte Idee letzten Endes nicht doch verstanden worden ist.“

(Fjodor Michailowitsch Dostojewskij)

* Bitte kennzeichnen Sie an redaktion@aphin.de gerichtete Einreichungen für diese Rubrik als Leserinnen- oder Leserbriefe. Die Redaktion behält sich die Entscheidung

über die Veröffentlichung vor. Eventuelle Änderungen am Text erfolgen hingegen nicht ohne Absprache mit Autorinnen und Autoren.

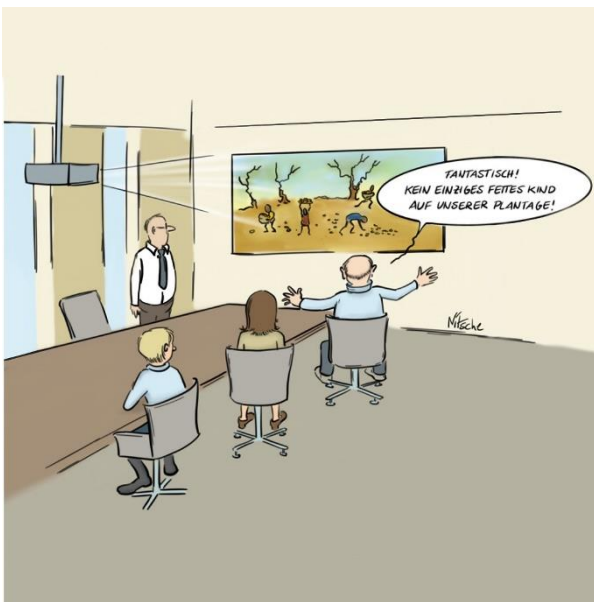
„Die Welt ist groß genug, daß wir alle darin unrecht haben können.“

(Arno Schmidt)

„Jeder beliebige Moment der Geschichte ist ein Scheideweg. Eine einzige Straße führt von der Vergangenheit in die Gegenwart, doch in die Zukunft führt eine unendliche Vielzahl von möglichen Wegen. Einige sind breiter und besser ausgeschildert als andere, weshalb wir sie mit größerer Wahrscheinlichkeit einschlagen, aber oft nimmt die Geschichte völlig unvorhersehbare Wendungen.“

(Yuval Noah Harari)

ANSICHTSSACHE



RÄTSEL**

Da ich das Rätsel der vergangenen Rundbrief-Ausgabe für das bislang einfachste halte, da ich fernerhin im Laufe eines anstrengenden Online-Semesters keine Zeit für die Erstellung eines neuen gefunden habe und da mir schließlich keinerlei Lösungen von Leserinnen und Lesern bekannt geworden sind, sei die Frage abermals gestellt:

Ein besonders berühmter, auch im APHIN gerne aufgegriffener Satz eines besonders berühmten, auch vom Verfasser dieses Rätsels hochgeschätzten Philosophen lautet: „Halb hinkende Dinge scheinen obenauf galant, ehrgreifend und sinnlos.“. Doch halt, hier ist die Einlage des an heitere Kindertage erinnernden Suppengerichtes gewaltig durcheinandergeraten! Können Sie die originale Ordnung wieder herstellen?¹²

** Es gibt bei diesen Rundbrief-Rätseln zwar nichts zu gewinnen, dennoch können Sie gerne Ihre Lösung an redaktion@aphin.de senden, vorzugsweise mit einem Hinweis, wie Sie auf die Lösung gekommen sind.

VERANSTALTUNGEN

Philosophisches Seminar zum Thema Evolution und Erkenntnis

Das vierte Seminar im Kloster Wiblingen bei Ulm findet von Freitag, 24. Sept. bis Sonntag, 26. Sept. 2021 statt. Wir setzen uns in diesem Seminar in systematisch-kritischer Weise mit einer Spielart naturalistischer Erkenntnistheorie, der evolutionären Erkenntnistheorie, auseinander. Dazu beleuchten wir im ersten Teil des Seminars Grundlagen und entscheidende Fragestellungen der (klassischen) Erkenntnistheorie und umreißen grob die wesentlichen Einsichten aus der gegenwärtigen Evolutionsbiologie. Im anschließenden zweiten Teil des Seminars sehen wir uns die Kernthesen der evolutionären Erkenntnistheorie und deren Begründung am Beispiel der Arbeiten von Konrad Lorenz und Gerhard Vollmer an. In diesem Zuge diskutieren wir zudem wesentliche Einwände gegen die Möglichkeit des Programms einer evolutionären Erkenntnistheorie.

Das Seminar steht allen offen, die sich für diesen Themenkomplex interessieren. Philosophische Grundkenntnisse sind für das Seminar empfehlenswert. Jeder Seminarteilnehmer erhält ein Teilnahmezertifikat. Das Seminarprogramm, sowie etwaige Hinweise zum organisatorischen Ablauf werden rechtzeitig vor Seminarbeginn bekannt gegeben. Die Teilnahme ist kostenlos, es gibt noch freie Plätze für das Seminar.

(md)

Leseseminar in Esthal (Pfalz): Hannah Arendts Denken ohne Geländer. Texte und Briefe.

Unser sechstes Leseseminar im Kloster St. Maria in Esthal wird sich vom 15. bis zum 17. Oktober 2021 der Philosophin Hannah Arendt und ihrem „Denken ohne Geländer“ widmen. Das Seminar ist öffentlich und auch für Philosophieeinsteiger geeignet. Anmeldungen zum Seminar werden formlos unter info@aphin.de entgegengenommen.

(jhf)

3. APHIN-Symposium in Göttingen

Nach wie vor hoffen wir, daß die Corona-Situation uns erlauben wird, das **3. APHIN-Symposium** vom 18. bis 21. November in Göttingen durchführen zu können, und daß die Bevölkerung mit angemessener Umsicht, Besonnenheit und Vernunft im alltäglichen Verhalten uns dabei unterstützt. Unter

¹² In der vergangenen Rundbrief-Ausgabe findet sich einer der drei notwendigen und hinreichenden Hinweise zur Lösung des Rätsels in doppelter Ausführung.

dem Titel *Die Philosophie und ihre Kinder – Zur Emanzipation wissenschaftlicher Disziplinen* können wir schon zu diesem Zeitpunkt ein vielfältiges und spannendes Programm in Aussicht stellen. Dieses und weitere aktuelle Informationen zur Veranstaltung werden wir zeitnah auf der Homepage des APHIN bereitstellen, so daß Sie sich auf dem Laufenden halten können.

Am Donnerstagabend, dem *Welttag der Philosophie*, wird auch die nächste **Mitgliederversammlung** des APHIN in Göttingen stattfinden.

Sammelband zum Tagungsthema „Menschenrechte und Menschenwürde“

Da wir unsere vierte **APHIN-Tagung**, die das Motto *Menschenrechte und Menschenwürde* trug, wegen der Corona-Pandemie bereits zum zweiten Mal absagen mussten, haben wir uns entschlossen, diese Tagung nicht erneut zu verschieben. Stattdessen werden wir einen Sammelband zum Tagungsthema herausgeben. Erfreulicherweise haben sich alle zur Tagung eingeladenen Referentinnen und Referenten bereit erklärt, mit ihren Beiträgen an der Erstellung des Sammelbandes mitzuwirken. Der Band wird voraussichtlich bereits zum Jahresende 2021 erscheinen.

(jhf)

Stadtspaziergang durch Trier

Der nächste philosophisch-historische Stadtspaziergang durch Trier soll vom 18. bis 20. März 2022 stattfinden. Weitere Informationen werden folgen.

BERICHT

APHIN Online-Seminar 2021

Ende Mai ging das dritte Online-Leseseminar des APHIN zu Ende. Über drei Monate setzten wir uns intensiv in einer Runde von sieben Teilnehmern mit Hans Kelsens Text „Was ist Gerechtigkeit?“ auseinander. Hans Kelsen, prominenter Rechtswissenschaftler des 20. Jahrhunderts und Architekt der österreichischen Verfassung, legt in diesem Text seine durchaus streitbare Lesart des Gerechtigkeitsbegriffs dar. Als Erfinder der reinen Rechtslehre, einer Variante des Rechtspositivismus, versucht er, die Gerechtigkeit aus den Fesseln der Moralphilosophie zu befreien. Gerechtigkeit, so Kelsen, wird dort zum Problem, wo sich Interessenkonflikte auftun. Sämtliche Lösungen in Gerechtigkeitsfragen können nur auf dem Boden einer positiven Rechtsordnung gelingen. Bei Kelsen liegen Recht und Gerechtigkeit sehr nahe beieinander. Dies zeigte sich besonders in den Passagen, wo sich Kelsen kritisch mit den klassischen Gerechtig-

keitstheorien von Platon, Aristoteles und Kant auseinandersetzt. In unserer Diskussion kristallisierte sich schnell das gemeinsame Ziel heraus, die moralische Dimension der Gerechtigkeit gegen die Thesen Kelsens zu verteidigen. Die Diskussion war jederzeit lebhaft und wertschätzend sowie offen und ehrlich, wie üblich beim APHIN. Sie offenbarte – wie immer im Online-Seminar – viele verschiedene Blickwinkel. Einen runden Abschluss fand das Seminar in einer gemeinsamen Feedback-Runde per ZOOM. Das nächste Online-Seminar ist für Anfang 2022 geplant.

(hs)

ARBEITSGRUPPEN

Aus den Arbeitsgruppen gibt es aktuell keine Neuigkeiten zu berichten. Bitte fühlen Sie sich herzlich eingeladen, sich auf unserer Homepage über die Tätigkeiten in den Arbeitsgruppen zu informieren und bei Interesse an einer Mitwirkung die jeweiligen Ansprechpersonen zu kontaktieren.

VERÖFFENTLICHUNG

In Juli 2021 ist der zwölfte Band der APHIN-eigenen wissenschaftlichen Buchreihe *Philosophie, Naturwissenschaft und Technik* erschienen:

Henning Stahl Schmidt: *Zwischen Freiheit und Vernunft – Die Möglichkeit in der Phänomenologie Husserls*. 112 Seiten. Frank & Timme, Berlin 2021:

„Wenn es Wirklichkeitssinn gibt, muss es auch Möglichkeitssinn geben“ – so heißt es in Robert Musils *Der Mann ohne Eigenschaften*. Auch in der Philosophie wird die Frage nach der Möglichkeit immer wieder thematisiert. Edmund Husserl, der Begründer der Phänomenologie, ist wohl einer der bekanntesten Philosophen, die sich mit der Möglichkeit beschäftigt haben. Neben seinen detaillierten Analysen der Wahrnehmung, der Einführung der phänomenologischen Reduktion und der Entdeckung der Lebenswelt führt der Möglichkeitsbegriff allerdings ein Schattendasein in der Rezeption Husserls. Henning Stahl Schmidt zeigt



jedoch, dass Husserls Phänomenologie von einem ausgeprägten Möglichkeitssinn getragen ist: Mit Hilfe seiner Möglichkeitsbegriffe entfaltet Husserl die Spielräume eines freien und vernunftgeleiteten Subjekts und beleuchtet so die Beziehungen zwischen Leib, Bewusstsein und Welt auf eine ganz eigene Weise. Das leiblich-seelisch verfasste Subjekt ist nicht nur im Hier und Jetzt, sondern strebt durch das Mögliche hindurch den Horizonten seiner Erfahrung entgegen.

Henning Stahlschmidt, *1976 in Siegen, lebt in Essen, ist Bauingenieur und bei einem der größten Abwasserverbände Deutschlands als Projektleiter tätig. Aus Begeisterung für die Philosophie begann er 2015 sein berufsbegleitendes Studium an der FernUniversität in Hagen, das er im Jahr 2020 abschloss. Seit 2017 ist er Mitglied des APHIN.

Der Band kostet 24,80 Euro und kann über jede Buchhandlung erworben werden. Das Inhaltsverzeichnis finden Sie in unter: www.frank-timme.de. (Der Verlag)

LITERATURHINWEISE***

Peter van Inwagen: *The Problem of Evil*. Broschiert, 183 Seiten. Oxford University Press, Oxford 2008:

Van Inwagens *The Problem of Evil* entstand als Veröffentlichung der sog. Gifford Lectures an der St. Andrews University in Schottland, in denen sich der Autor in acht Vorlesungen mit der Theodizee-Problematik auseinandersetzt. Genauer gesagt besteht van Inwagens Intention darin, zu zeigen, dass die Existenz moralischer und natürlicher Übel kein hinreichend gutes Argument gegen die Existenz eines Gottes ist, wie er etwa in den drei großen monotheistischen Weltreligionen vertreten wird. Van Inwagen richtet sich in diesen Vorlesungen weniger an den philosophischen Fachmann als an ein breiteres Publikum, methodisch beruft er sich auf rein rationale Überlegungen im Sinne einer *theologia naturalis*. In diesem relativ kurzen Vorlesungsband wirft der Verfasser zudem weitere interessante, z.T. klassische Fragestellungen neben dem eigentlichen Hauptproblem auf, so etwa was ein gutes philosophisches Argument auszeichnet oder wie sich Handlungsfreiheit und göttliche Vorsehung vereinbaren lassen.

Im Folgenden betrachte ich einige Argumentationslinien des Autors etwas näher. Van Inwagens Gottesbegriff orientiert sich an Anselm von Canterburys Vorstellung von Perfektion: dasjenige, über

das hinaus nichts größeres vorstellbar ist. Folglich spricht er Gott eine Reihe von vollkommenen Attributen zu (10 an der Zahl), die diesem im Sinne einer *de re* Notwendigkeit zukämen, wenn auch ohne den Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben. Nun bringt zwar eine solche essentialistische Position eigene Schwierigkeiten mit sich, auf die wir später kurz zurückkommen werden, aber als Arbeitsgrundlage für die weiteren Gedankengänge mag sie sich als durchaus nützlich erweisen.

Problematischer sind da sicher die Attribute selbst. Betrachten wir dazu die drei Eigenschaften der Omnipotenz, der moralischen Perfektion (Allgüte) und der Allwissenheit. Van Inwagen lädt sich damit eine erheblich größere Begründungslast auf als nötig wäre, wenn er plausibel machen möchte, wie sich diese Gottesprädikate kohärent mit den natürlichen und moralischen Übeln in der Welt denken lassen. Freilich weisen sinnvollerweise selbst diese drei Superlative ihre Begrenzungen auf, man denke etwa an das klassische Paradoxon, ob Gott einen so schweren Stein erschaffen kann, dass er selbst nicht mehr in der Lage ist, diesen anzuheben. Angenommen, wir gestehen nun diese drei Attribute zu, ist es dann nicht plausibel anzunehmen, dass ein solcher schöpferischer Geist eine Welt hätte konstruieren können, in der beispielsweise wir Menschen mit etwas mehr Einsicht ausgestattet wären, mit weniger Neigung zu sinnloser Gewalt, ohne dadurch jegliche Handlungsfreiheit opfern zu müssen? Hätte sich nicht ein günstigeres Gleichgewicht des Lebens mit weniger Leid einrichten lassen können? Hier einen etwas schwächeren Gottesbegriff in Anschlag zu bringen, würde van Inwagens Position stärken, wenn auch die Frage der Grenzziehung zwischen göttlichen und menschlichen Fähigkeiten bliebe.

An diesen Aspekt anknüpfend möchte ich auf die modalen Qualitäten von van Inwagens Gottesbegriff zurückkommen. Könnte sich hier nicht noch eine weitaus größere Schwierigkeit abzeichnen, gewissermaßen eine „modale Katastrophe“, nämlich zeigen zu müssen, dass, modern formuliert, nicht nur in der aktuellen Welt die Existenz von Übeln kein gutes Argument gegen die Existenz Gottes ist, sondern dass dies schlimmstenfalls in allen möglichen Welten gelten sollte?

Van Inwagen ist generell gegenüber Gültigkeit und Reichweite philosophischer Argumente (auch seiner eigenen!) recht pessimistisch eingestellt. Daher entwirft er quasi einen „philosophischen Gerichts-

*** Eine vollständige Liste aller bislang hier erschienenen Literaturhinweise finden Sie auf der Rundbrief-

Seite unserer Homepage. Bitte verstehen Sie diese Liste auch als Anregung zu eigenen Beiträgen.

hof“, der unter idealen Bedingungen einen fairen Austausch von Argumenten ermöglichen soll. In seinem Fall stehen sich der Theist und der Atheist gegenüber, um vor einem neutralen Publikum, den Agnostikern, zu diskutieren und selbiges von ihren Ansichten auf der Basis guter Gründe zu überzeugen. Inwiefern ein ideales neutrales Auditorium in einer derart existentiellen Grundfrage vorstellbar ist, schließlich muss es sich doch um individuelle Personen mit je eigenen Wünschen, Antrieben, Vorstellungen, Überzeugungen, einem bestimmten „kognitiven Haushalt“ handeln, mag dahin gestellt bleiben. Ich meine, dass der eigentliche Kern des Problems woanders liegt. Wer beispielsweise eine ausgearbeitete Erkenntnistheorie vertreten möchte, kommt wohl kaum umhin, sich ebenfalls intensive Gedanken über das Inventar der Wirklichkeit zu machen, auf das sich in irgendeiner Form das erkenntnistheoretische Gebäude stützen wird. Das heißt aber, dass wir uns in aller Regel auf eine Vielzahl von Prämissen beziehen müssen, die wir nicht alle zugleich hinterfragen geschweige denn herausstellen können. Meist muss sich daher eine philosophische Theorie darauf bescheiden, im besten Fall eine gute Antwort auf einen Teilaspekt einer Fragestellung beizusteuern und mit den verbleibenden und sich immer wieder neu eröffnenden Fragen/Problemen/Schwierigkeiten „leben“ zu müssen – die eigentliche Herausforderung liegt also in der Vernetztheit philosophischer Fragestellungen. Wer welche der noch unbeantworteten Schwierigkeiten einer bestimmten philosophischen Position aber für akzeptabel oder unvertretbar hält, könnte dann auch eine Frage des je eigenen philosophischen Geschmacks sein.

Van Inwagen hat sicher recht darin, dass sich Gott und das Böse in der Welt widerspruchsfrei zusammen denken lassen. Dazu erzählt er als Vertreter der theistischen Fraktion eine Geschichte, die immerhin wahr sein könnte. Das reicht aber nicht hin, um in dem „argument from evil“ eine „fallacy“, einen Fehlschluss, zu sehen. Denn der entscheidende Punkt besteht ja darin, aufzuzeigen, inwiefern das Übel in der Welt, der vielleicht schärfste Pfeil im Köcher des Atheisten, *kein plausibles* Argument gegen die Existenz Gottes ist. Hinzukommt, dass es sich nicht um eine symmetrische Ausgangssituation zwischen dem Theisten und dem Atheisten handelt: Wer eine Entität postuliert, muss sich die Frage nach deren Mehrwert gefallen lassen. Hier droht van Inwagens Position zwischen der Charibdis des Deismus und der Skylla eines Labyrinths aus mythologischen Vorstellungen zerrieben zu werden.

Hat van Inwagen also es vermocht, die tendenziell skeptisch eingestellte Person auf der Basis seiner philosophischen Argumente zu überzeugen? Ich denke nicht, dass ihm das gelungen ist. Dennoch möchte ich eine Leseempfehlung aussprechen – bereitet van Inwagen doch in lockerem Sprachstil einen bunten Strauß an Ideen, Konzepten und Fragen aus, die zum Nach- und Weiterdenken, aber auch zum Widerspruch anregen.

(Markus Dangl)

Karoline Reinhardt: *Migration und Weltbürgerrecht. Zur Aktualität eines Theoriestücks der politischen Philosophie Kants*. Gebunden, 336 Seiten. Karl Alber, Freiburg / München 2019:

„Wanderungsbewegungen und Verpflichtungen gegenüber Fremden waren seit jeher Themen der politischen Philosophie.“ (19), mit dieser Feststellung beginnt Karoline Reinhardt die Einleitung ihrer Darstellung und führt einige Belege aus der Geschichte der Philosophie an, wobei zugleich ein Strauß philosophisch relevanter Fragen und unterschiedlicher Positionen vorgestellt wird. Das Interesse daran ist allerdings keineswegs rein historischer Natur: „Nehmen wir die Klassiker ernst, [insbesondere] da, wo sie ‚quer‘ zu unseren Überzeugungen stehen, und da, wo sie heute für selbstverständlich gehaltene Argumentationsmuster unterlaufen, bietet uns das die Chance, in der kritischen Auseinandersetzung mit ihnen neue Einsichten zu gewinnen“ (21). Ein zentrales Anliegen der Autorin ist, aufzuzeigen, daß Kants Konzeption des Weltbürgerrechts uns den Weg zu solchen neuen Einsichten in das große, von der Antike bis heute immer aktuell gebliebene und sich zugleich stets wandelnde Thema Migration eröffnen kann.

Im ersten von drei Teilen des Buches stellt die Autorin drei Hauptströmungen der gegenwärtigen Debatte vor: 1. den Kommunitarismus (insb. am Bsp. Micheal Walzers), der die Selbstbestimmung politischer Gemeinschaften in den Mittelpunkt stellt und bei dem kulturelle Eigenarten, das Funktionieren von Wirtschaftssystemen, von Demokratie und von Wohlfahrtsinstitutionen sowie Sicherheitsfragen gewichtige Argumente bilden, 2. den egalitaristischen Kosmopolitismus (insb. am Bsp. Joseph H. Carens), bei dem das Recht des Individuums auf Freizügigkeit im Zentrum steht und aus der moralischen Gleichheit aller Menschen auf deren prinzipielle politische Gleichheit geschlossen wird, und 3. den liberalen Nationalismus (insb. am Bsp. David Millers), der eine Zwischenposition bildet und die Vereinbarkeit der ersten beiden Ansätze begründen will. Es zeigt sich, daß die Debatte nicht auf die Frage nach offenen oder geschlossenen

Grenzen verkürzt werden darf, sondern daß erst die Betrachtung der Rechtfertigungstheoretischen Hintergründe dem Thema Migration und damit verbundenen praktischen Herausforderungen gerecht zu werden vermag.

Im zweiten Teil wird Kants Konzeption des Weltbürgerrechts vorgestellt, die, wie Karoline Reinhardt es treffend benennt, in „produktiver Disharmonie“ zu gegenwärtigen Ansätzen steht. Einführend wird zunächst hinterfragt, inwiefern Kant sich überhaupt dem Thema Migration widmet. Eine konzise Klärung der Begriffe „weltbürgerlich“, „Weltbürger“ und „Weltbürgerrecht“ schließt sich an, bei der aufgezeigt wird, daß Kant die ersten beiden durchaus schillernd und vielfältig gebraucht, während das Weltbürgerrecht einerseits ein präzise bestimmtes Theoriestück darstellt, andererseits mit den Begriffen „weltbürgerlich“ und „Weltbürger“ allenfalls ein loser Zusammenhang besteht.¹³

Im Folgenden geht die Autorin den zentralen mit Kants Entwurf des Weltbürgerrechts verbundenen Fragen nach: 1. In welchem Kontext steht es und wer sind die angesprochenen Adressaten? Was letztere angeht, so herrscht in der Kant-Forschung große Uneinigkeit. Es zeigt sich, daß die Annahme, Kant habe lediglich an den Handelsverkehr gedacht,¹⁴ zu kurz greift und vielmehr alle Arten „internationale[r] und transnationale[r], grenzüberschreitende[r] Interaktionen“ (103) unter das Weltbürgerrecht fallen. 2. Was ist sein konkreter Inhalt? Hier werden drei von Kant explizit genannte Themen erläutert: Das Recht auf Hospitalität und das Recht auf Unterlassung von Feindseligkeiten einerseits, der mit letzterem verbundene und von Kant immer wieder vehement abgelehnte Kolonialismus andererseits. 3. Welche „Form“ hat es, d.i. welcher Art sind die daraus resultierenden Rechte und Pflichten? Hier wird aufgezeigt, daß die mit dem Weltbürgerrecht verbundenen Pflichten als Unterlassungspflichten – der Abweisung derer, denen der Untergang droht, der Feindseligkeit incl. des Kolonialismus – und damit als negative Rechtspflichten anzusehen sind. 4. Wie wird es rechtsphilosophisch begründet? Fünf Lesarten des Kantischen Theoriestücks werden vorgestellt und kritisch diskutiert; für alle diese lassen sich bei Kant Belege im Kontext des Weltbürgerrechts finden, sie sind jedoch als Begründung desselben nicht gleichermaßen plausibel: i. Recht auf Mitglied-

schaft in einer globalen politischen Gemeinschaft, ii. Beförderung der Aufklärung und Weltöffentlichkeit, iii. (teleologische) Freiheitsfunktionalität, iv. Ableitung vom einen angeborenen Recht auf Freiheit und v. empirische Bedingungen menschlicher Existenz, wofür sich die Autorin selbst ausspricht. Eine Diskussion möglicher systematischer Einwände und eine Kontextualisierung und Konkretisierung der bereits ge- und benannten „produktiven Disharmonie“ schließen sich an.

Im dritten Teil schließlich wird Kants Weltbürgerrecht im Kontext der aktuellen Weltlage und der mit heutigen Migrationssituationen verbundenen Fragestellungen diskutiert. Zeigte sich im zweiten Teil des Buches vor allem, daß Kants Entwurf in grundlegender „Disharmonie“ zu aktuellen Ansätzen steht, so erweist sich gerade diese Disharmonie im dritten Teil als „produktiv“, indem sie nicht nur erlaubt, neue Einsichten zu gewinnen, sondern auch neue Begründungs- und damit Lösungsansätze zu entdecken. Ausführlich besprochen werden die Themen Flucht und Asyl, Staatenlosigkeit, Einbürgerung und Auswanderung. Karoline Reinhardt schlägt vor, die mit dem Weltbürgerrecht verbundenen negativen Rechtspflichten in diesen Kontexten als von positiven Tugendpflichten „flankiert“ zu denken und somit dieses Kantische Theoriestück mit Kant selbst zu vervollständigen. Durch die ganze Lektüre hinweg beeindruckt, wie es der Autorin gelingt, die komplizierte Thematik in wissenschaftlich präziser, überzeugender und zugleich (auch für den Laien in (Kantischer) Philosophie) gut verständlicher und erfaßbarer Weise zu entfalten, und wie umfangreich dabei die Forschungsliteratur nebst zahlreicher Streitfragen nicht nur genannt, sondern in die Betrachtung einbezogen werden konnte, ohne diese zu überfrachten oder die Lesbarkeit zu erschweren. Karoline Reinhardt hat damit ein Buch vorgelegt, das hiermit nicht nur allen denjenigen ans Herz gelegt sei, die sich entweder für das Thema Migration oder für die Kantische (insb. praktische, dabei insb. politische) Philosophie interessieren, sondern überhaupt auch allen denjenigen, die neugierig darauf sind, zu erfahren, was (klassische) Philosophie zu einem hochaktuellen Thema unserer globalen politischen Wirklichkeit zu sagen hat und vor allem wie sie fruchtbar gemacht werden kann.

(Torsten Nieland)

¹³ Dafür gibt es begriffshistorische Gründe, es liegt keine Unsauberkeit Kantischer Begriffsbildung vor: Das *Weltbürgerrecht* ist eine Neuprägung Kants, die anderen beiden Begriffe sind im 18. Jh. gängig. (Anm.: TN)

¹⁴ In der Tat hatte Kant große Hoffnungen in die Rechts-

staatlichkeit und Frieden befördernden Wirkungen des Welthandels gesetzt und die heute oft gerade gegenläufigen Folgen der überstaatlichen Verselbständigung und der Virtualisierung desselben nicht voraussehen können. (Anm.: TN)

Lambert Wiesing: *Ich für mich. Phänomenologie des Selbstbewusstseins.* Broschiert, 256 Seiten. Suhrkamp, Berlin 2020:

In *Ich für mich* wendet sich der Jenaer Philosoph und Bildtheoretiker Lambert Wiesing (*1963) dem Phänomen des Selbstbewusstseins zu. Er knüpft damit an Gedanken an, die er bereits in *Das Mich der Wahrnehmung* (Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2015) grundgelegt hat. Da es Wiesing um einen Perspektivenwechsel vom „Ich“ hin zum „Mich“ geht, ist es kein Zufall, dass in beiden Werken das „Mich“ bereits im Titel auftaucht. Es sei nicht zu fragen, wie es zum Selbst kommt, sondern was aus seiner *Wirklichkeit* für *mich* folgt, also wie genau ich mir gegeben bin. Statt einer – Wiesings Meinung nach – aussichtslosen Tiefenbohrung, geht es ihm also um eine Kartierung der phänomenalen Ebene. Er hofft damit Probleme und Paradoxien zu vermeiden, welche von Fichte bis zur Heidelberger Schule die Philosophiegeschichte immer wieder heimgesucht haben.

An Wiesings Studie ist sehr sympathisch, dass sie manche Einseitigkeiten anderer phänomenologischer Ansätze umgeht bzw. diese zu einem einheitlichen Konzept zusammenführt. So unterscheidet der Autor Theorien, die das Selbst als eine Art Steuerungsinstanz des Körpers modellieren (typisch: Descartes), von solchen, bei denen das Selbst ganz mit dem Leib – und mittelbar auch der restlichen Welt – zu verschmelzen scheint (typisch: Merleau-Ponty). Die erste Variante beschreibt Wiesing als ein „lineares“ Selbstverhältnis, die zweite als ein „malerisches“. Dabei argumentiert Wiesing dafür, dass es überhaupt nicht nötig sei, sich einem Lager zuzurechnen, denn es gäbe verschiedene „Stile“ des Selbst-seins sowie des In-der-Welt-seins, die sich beliebig zwischen ihren Extremwerten bewegen können. Neben ontischen Unterschieden zwischen verschiedenen Menschen, gebe es eben auch verschiedene *ontologische* Modi, ein Selbst zu sein. Zuletzt argumentiert Wiesing für eine enge Verwandtschaft des theoretischen Selbstbewusstseins mit dem alltäglichen Wortverständnis von „Selbstbewusstsein“, das primär die Bedeutung von „Selbstwertgefühl“ annimmt. Bereits aus der Art, wie ich mir selbst phänomenal gegeben bin, folge, dass ich notwendig wertvoll für mich bin.

Allerdings sind einige Punkte des Gedankengangs fragwürdig. Der an sich begrüßenswerte Zug, verschiedene „Stile“ des Selbst- und Weltverhältnisses einzuräumen, wird etwa unnötig reduktionistisch ausbuchstabiert. Denn Wiesing verortet im Laufe des Textes äußerst unterschiedliche Aspekte

auf seiner einen Achse, die sich von „linear“ zu „malerisch“ erstreckt; so die Unterscheidungen zwischen Körper/Leib, wach/schlafend, verschwommene Grenzen/klare Grenzen, sehen/tasten etc. Zudem changiert er zwischen Selbst- und Weltverhältnissen. Es stellt sich die Frage: Gibt es nicht weitere Dimensionen oder Achsen, die schräg zu dieser einen, einfachen Anordnung (linear-malerisch) liegen? Ein weiteres Problem betrifft den Nachweis des Zusammenhangs zwischen Mir-selbst-gegeben-sein und Mir-selbst-wertvoll-sein. Hier dreht sich Wiesing im Kreis und scheint mehr im Modus des wiederholten Konstatierens, statt der Begründung oder des überzeugenden phänomenologischen Aufweises zu operieren.

Doch trotz dieser negativen Punkte hat Lambert Wiesing mit *Ich für mich* eine sehr lesenswerte Studie vorgelegt. Wie auch in anderen Schriften kombiniert er gekonnt phänomenologische Methoden mit logischer Analyse sowie mit hilfreichen begrifflichen Unterscheidungen. Zudem ist Wiesing ein beeindruckender Stilist, der auch abstrakte Gedanken ansprechend und anschaulich darzustellen vermag. Nicht zuletzt scheint es mir – unabhängig davon, ob man Wiesing in allen Befunden zustimmt – lohnenswert, dem Ich – oder „Mich“ – eine gesteigerte Aufmerksamkeit zu widmen und somit einen Kontrapunkt zu seiner vermeintlichen Auflösung in sozialen, neuronalen oder techno-utopischen Strukturen zu setzen.

(Michael Kuhn)

IMPRESSUM

Verantwortlich für die Inhalte dieses Rundbriefs ist, sofern Beiträge nicht anders namentlich gekennzeichnet sind, Torsten Nieland. Hinweise auf eventuell fehlerhafte Angaben werden jederzeit gerne entgegengenommen.

APHIN e.V.

An der Krone 1
56850 Enkirch / Mosel

redaktion@aphin.de
www.aphin.de

ISSN: 2748-3711

Die Redaktion möchte Leserinnen und Leser des Rundbriefs ausdrücklich zur Mitwirkung an kommenden Ausgaben ermuntern. Hinweise hierzu entnehmen Sie bitte dem Informationsblatt auf der Rundbrief-Seite unserer Homepage.